

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 8 (1904-1905)
Heft: 5

Artikel: Der Gaiss-Christeli
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wintermorgen im Walde.

Nach schlafloser Nacht in übler Laun',
Die Seele von Grübeln matt,
So schreit' ich hinaus in das Wintergrau'n,
Der dumpfen Stube nun satt.

Und durstig trink' ich die Schneemorgenluft
Und wende mich waldeinwärts.
Von Tannen und Frosthauch ein würziger Duft
Erfrischt das erstorbene Herz.

Das weckt mir die Sinne, die Lebenslust,
Mir leuchtet's wie Morgenschein,
Aufatmend saugt meine lechzende Brust
Den lösenden Zauber ein.

Und mitten im Winter duftet das Land,
Licht färben sich Wald und flur.
Ich spür' die verjüngende Wunderhand
Der ewig jungen Natur.

Emil Faller, Zofingen.

Der Gaik-Christeli.

Eine Skizze von Ernst Zahn, Göschenen.

Nachdruck nicht gestattet.

Fast täglich, wohl an die hundertmal, bin ich ihm doch begegnet und habe nichts an ihm gesehen, als daß er ein Bub war wie die andern, die herumliefen. Selbst dann, als er mir auffiel, war nichts auffallendes an ihm. Auf dem schmalen Bergsträßchen kam er daher. Eine Flucht schöner Tage hatte den Weg braun überstaubt, auch Christelis nackte Füße und Beine waren braun, so wußte man nicht, wo der Weg aufhörte und der Christen anfing. Im ganzen Übrigen aber war der just wie ein anderer. Einen Rock hatte er nicht an; die Hemdärmel, die aus der Weste schauten, waren ziemlich weiß, rauh aber wie Zwilch. Die Weste hing offen und schlampig, zwei Knöpfe hatte sie wohl noch, wenn der Bub sie hätte zuknöpfen wollen. Die Hosen — jesses die Hosen! — die sahen aus wie die Ebene im Unterland, die in dunkelgrüne Matten und geschorene Matten, in graue und braune Ackervierecke geteilt ist. In lauter Flickvierecke war dem Christen seine Hose geteilt. Auch ein paar Löcher wies sie auf; damit der Schnee auf der Ebene nicht fehle, blitzte zwischen den Vierecken an zwei Stellen das Hemd hervor. An den nicht übergeraden Beinen hingen die Fransen der Hosensäume herab. Der Kopf war klein, der Hut, der darauf saß, groß; manchmal trug ihn wohl der Vater, manchmal der Bub. Hahaha, der Hut! Er bestand aus einem Stück Filz oder Leder oder Pappdeckel; der hätte eine Belohnung verdient, der noch herausgefunden hätte, aus welchem Stoff der Hut bestand, aber es war ein Hut der Form nach, eine weiche, spitz zulaufende Kupfe und ein zerknitterter, verschlissener, in

allen Formen und Farben prangender Rand daran, und er saß nach hinten geschoben fest auf dem steckigen, schwarzen Haar. Seit wir näher bekannt geworden sind, gibt der Christeli ihm manchmal einen kleinen Dreher, wenn wir aneinander vorübergehen, das ist, wenn ihn die Höflichkeit sticht. Häufiger trottert er an einem vorüber mit einem ernsthaften, herben Gesicht, vielleicht hat er die Herrenlaune, die ihm eingibt: Er soll zuerst grüßen, der fremde Hudel, ich bin daheim hier! Im Gesicht ist der Christen gelbbraun wie an Beinen und Armen. Es ist eine schöne, ebenmäßige, satte Farbe von den Backen zum Hals, vom Hals zur Brust, die meist aus dem offenen Hemd schaut; auch hat die Farbe nichts frankhaftes und nichts unreinliches, beileibe nicht, die Haut sieht vielmehr so frisch aus, als ob der Bub alle Augenblicke unter dem kalten Wasserstrahl der Dorfbrunnensröhre läge. Das Gesicht ist starknochig, eher schmal und hager, hat eine eckige Stirn, ein kleines, hartes Kinn, abstehende Ohren, schwarze eng zusammengewachsene Brauen über braunen Augen. Der Mund ist breit, hat aber schmale Lippen; wenn die geschlossen sind, läuft der Mund wie ein schmaler, fester Strich von Wange zu Wange, lacht er, so bohren sich zwei Grübchen in die Backen.

So — und als der Christen mir auffiel, sah er mich an. Das war wie gesagt, nachdem ich ihm schon weiß Gott wie manchmal vorher begegnet war. Er sah mich an und ich ihn, sein Blick wisch dem meinen nicht aus; eine scharfe Falte saß in seiner Stirn und in seinen dunkelbraunen Augen war ein Licht, das fast stach. Als er vorüber war, mußte ich lachen. Der Bub hatte keinen Laut von sich gegeben, auch nicht begrüßt, natürlich nicht, und doch war es, als hätte er mir ins Gesicht das Wort geworfen: „Was gaffst denn so, du? Hast, denk ich, schon mehr Menschen gesehen als mich.“ Vielleicht war es darum, daß ich auf ihn aufmerksam wurde.

Als ich ihn wieder sah, war es an einem Nebeltag. Ich stieg über einen breiten Berggrücken, einen Weg, wo wenige gehen; das sind immer die besten. Zu sehen war nichts als der herbe Boden, bald kurzes Gras, bald nackter Fels, bald harte Granitsplitter und weißer Sand. Die Nebel hingen still, ohne Bewegung über alles, was rings sich auftürmte, herab, hielten den Wildbach verborgen, der in die Tiefe donnerte, und den dunklen Wald, der über dem Abhang stand. Rings war eine graue, fast furchterregende Ruhe und Düsterkeit. Aber die Luft war kühl, und durch die Glieder rann es einem wie neue Kraft. Da klang ein dumpfer Hornton aus der Höhe herab, langgezogen und stark; es war sonderbar, welche sieghafte Macht in dem unmelodischen, fast murrenden Ton lag, der die Nebel überwand, die alles verhüllten und banden, der aus ihnen hervorbrach mit einer rauhen Gewalt, die gleichsam stierhaftig und mit langsamer Wucht überstampft, was ihr ihm Wege ist. Der Ton setzte nur solange aus, als ein Mensch, um tief Atem zu holen braucht, dann hob er von neuem an, und je höher ich stieg, desto näher scholl er. Dann stand über mir auf einem Felsblock der Christen mit einem Kuhhorn. Der Nebel tat sich just so viel auf,

daß ich ihn sah und er wie in einem grauen Gewölbe stand. Das eine Bein war ein wenig vorgesetzt, der nackte Fuß stemmte sich fest auf den Felskopf, beide Hände hielten das Horn, so blies der Bub mächtig und daß seine Backen zum Platzen gefüllt waren, hinein und sah mich nicht kommen. Er blieb stehen. Da klingelte es in den Nebeln, da und dort, scharf und kurz. Nun wußte ich, daß der Christen, der Gaisbub, seine Herde lockte. Das Läuten der Schellen stand in seltsamem Einklang zu der Magerkeit der Tiere, es war ein durrer, kurzer Ton; ohne daß man sie sah, ließ sich jeder Sprung, den die einzelne Ziege tat, verfolgen. Dann tauchten sie aus der grauen Nacht, weiß, schreckig, dunkel und strichen dem Fels zu, wo der Christen stand. Es war, als ob der sie am Faden heranzöge. Er setzte das Horn ab und musterte die Herde. Als einzelne Tiere zu lange säumten, fluchte er eins, griff wieder zum Horn und stieß hinein, zornig, herrisch dieses Mal. Langsam kamen die Nachzügler gestrichen. Da stieg er vom Stein und setzte sich an die Spitze des Zuges. Wie weiland der Rattenfänger von Hameln vor dem Rattenheer zog er vor seiner Herde einher. Als er an mir vorüber kam, grinste er und griff an den Hutrand; er hatte bemerkt, daß ich ihn beobachtet hatte. Dann zogen sie weiter, in der Art aber, wie der Bub Herr war über die Herde und gewissermaßen Herr über die Nebel, die ihn nicht kümmerten, über den gehässigen, rauhen Hang, den er mit nacktem Fuß beschritt, lag es wie Freiheit und Kraft, lag etwas, das mich packte.

Einige Tage darnach ging ich durch die Dorfgasse, die schmale, sandige, mit den Holzhütten zu beiden Seiten, die sie wie Knöpfe das Kleid in spärlichen Reihen säumen, als ob immer wieder ein paar zwischen hinein ausgefallen wären. Die rauchschwarzen Türen standen offen, denn es war Abend und Sonntag und warm; auf den grauen zertretenen Schwelben lag das milde Gold der versinkenden Sonne. Die von Ober-Ebmeten hockten und standen vor diesen Türen und ließen mich Spießruten laufen. Die meisten boten ein kurzes, zögerndes „Tag“, einzelne drehten sich ab und traten ins Innere; was soll einer grüßen, wenn er sich die Mühe ersparen kann! Beim „Plutten“, dem Christeli seinem Vater, war die ganze Familie in der Tür beisammen. Die Arnoldin, das kleine, krummbeinige, runde Weib mit dem freundlichen Gesicht saß auf einem Stuhl und hielt das Jüngste auf dem Schoß. Der Arnold, der Vater, der den schönen Übernamen der „Plutt“ trug, lehnte hemdärmelig an der Haussmauer und rauchte aus der Stummelpfeife. Er war lang und hager, hatte ein blatternarbiges, bleiches, verhungertes Gesicht und einen kurzen, just nur an die Munddecken reichenden, rauhen, schwarzen Schnurrbart. Sein Kopfhaar war spärlich und an den breiten Schädel gepappt; dem Alois Arnold sah die Armut aus den tiefliegenden Augen. Neben ihm hockte sein Altester, ein Taugenichts, der wenig auf Taglohn und viel ins Wirtshaus ging, hager wie der Vater, mit einem Gesicht von franker Farbe. Der Christen und seine Schwester, die Broni, hatten ihren Sitz auf einem Baumstamm, der von der

letzten Holzteilung her noch vor der Hütte lag. Zwischen dem Josep, dem Ältesten und der Broni fehlte noch ein Bub, der war auswärts, war unten in Obersee in Dienst. Die Broni war ein geradegewachsenes siebzehnjähriges Ding mit einem unschönen, gelben Gesicht, kohlenschwarzem Haar und denselben dunkelbraunen, klugen Augen, wie der Christen sie hatte. Der, der Gaisbub, beliebte sich unserer Bekanntschaft zu erinnern, als ich daherkam. Er lachte, griff an den Kopf, wo der Hut diesmal nicht saß, und sagte ein „Tag“; „Tag“, grüßten die andern. Mit der Alten ging die Freundlichkeit durch. „So wollt Ihr eben noch einwenig laufen,“ meinte sie. Aus der Verlegenheitsfrage wuchs ein mühsames Gespräch, weil ich stehen blieb. Der Arnold, die Broni und der Christen nahmen nicht daran teil, nur der Nichtsnutz, der Josep, war gesprächig und die Arnoldin.

„Sind sie schon daheim, die Gaisen?“ fragte ich. Der Christeli sah auf und über die nächste Hütte hinaus an die Berglehne. Er hielt den Kopf in beiden Händen, stieß die Backen in die Höhe und schwieg. Statt seiner antwortete die Mutter: „Nein, es hat ein anderer ausgetrieben heute.“

„Der da will fort morgen, der Bub,“ winkte der Josep über die Schulter nach dem Christen hin.

„Fort?“ fragte ich.

„Ja, eben,“ wand die Arnoldin mühsam eine Erklärung auf. „Wisst Ihr, einen Bruder hat er jetzt halt da unten in Obersee.“

Aus den Mitteilungen, die dann abwechselnd die Frau und der Bursche gaben und die von ihren Lippen, knack, knack, wie abgebrochen, fielen, war zu entnehmen, daß es dem Bruder, der als Messerpußer in einem großen Gasthof war, gut ging, und daß er geschrieben hatte, der Christen möge kommen, er habe eine Stelle als Laufburschen für ihn im gleichen Hause.

„Gehst gern?“ fragte ich den Bub. Der nahm die Augen nicht von der Berglehne: „He ja,“ sagte er, „einmal sehen kann man ja, wie es da ist!“

„Verdienen kann einer halt,“ meinte die Frau: „hier verdient einer ja nichts, und das tut er.“

„So, so,“ sagte ich.

„Eben ja,“ sagte die Arnoldin.

Damit schließt das Gespräch so langsam wieder ein, wie es angehoben hatte, und ich ging weiter.

Am nächsten Tage war ich Zeuge, wie der Christen in Ebmeten abfuhr. Weil ich diese seltsame Reise mit ansah und von des Buben redseliger Mutter erfuhr, was nachher geschah, auch den kleinen krummbeinigen Christeli allezeit so vor meinem inneren Auge habe, als stünde das Konterfei seiner erhabenen Persönlichkeit auf irgend einer der Platten meines Innern eingeätzt, muß ich das hier ausführlich erzählen.

Der Christen kam um sieben Uhr in der Frühe von dem Weiler Ober-ebmeten ins Hauptdorf heruntergestiegen. Das ist eine halbe Tagreise; die von

Oberebmeten wohnten hinter dem Wald, halb am Himmel oben; die Murmeltiere hören sie pfeifen, aber die Lokomotive nicht, darum stehen sie in der Einstiegehalle von Ebmeten, wenn der Weg sie einmal aus ihrem Talwinkel herausführt, immer mit weitgesperrten Augen und Mäulern so angedonnert da, daß man sie vor lauter Mitleid gern haben muß. Der Christen kam auf der breiten, sauberen Straße daher, die zum Bahnhof führt. Er war im Sonntagsstaate; ich sah ihn zum erstenmal so herausgeputzt. Einen neuen Hut hatte er auf, der noch vor Schwärze glänzte und den man sich noch nicht einmal in der ganzen Farbenvergangenheit des Werktaghutes vorstellen konnte, zu der er doch einst herabsinken mußte. Sein Anzug war ein bißchen warm für die Jahreszeit, aus schwerem, grauem, kurzhaarigem Schafwollstoff mit Hirschhornknöpfen, und ähnelte einwenig der ausgiebigen Gewandung eines Eskimo. Von den Hosen hingen keine Fransen; aber kurz waren sie auch und ließen zwischen den derben, stark eingefetteten Schuhen den grauen gestrickten Strumpf sehen, der nicht hochmütig war und nicht einmal dergleichen tat, als wäre er feiner als edler Kartoffelsackstoff. Das Gesicht des Christeli war so gelbbraun und so frisch wie immer, vielleicht noch frischer als sonst. Es war, als sei das schwarze Haar an den Schläfen noch feucht, die Ohrläppchen und der Zipfel der starken festen Nase waren rot, just als trockne das kalte Waschwasser erst in den Tälchen des Gesichts. In der Hand trug der Christen einen grauen Handkoffer. Der hatte früher den zwei Brüdern gedient, wann sie zum Militär einrückten, war deshalb nicht mehr gerade neu, auch nicht mehr ganz diebsicher, weshalb dem Schloß zur Unterstützung ein alter faseriger Strick um den Kofferbauch gewunden war.

Je näher der Christen dem Bahnhof kam, desto mehr veränderten sich seine Züge, die anfänglich hell gewesen waren wie der Himmel, der ihm mit seiner schönsten Sonne aus dem Heimattal zündete. Es war, als ziehe sich Linie um Linie des Gesichtes straff, die braunen Augen, die vorher von Lehne zu Lehne, von Hütte zu Hütte die Frage geblickt hatten: „Seht Ihr mich, wie ich ausziehe?“ wurden ruhig, schauten geradeaus, mit einer Art Starrheit, als wäre ihr Blick an ein Ziel genagelt, dem der Christen fadengerade zugeleitet werde. Wenn ihm Leute begegneten, grüßte er nicht. Er stampfte nur fürbaß, etwas wie Born im Gesicht, als lägen hundert Hindernisse zwischen ihm und dem Bahnhof und müßte er sie mit dem zornigen Gesicht hinwegschrecken. Was brauchten Leute ihn anzusehn? Und er merkte, wie sie lächelten. Eine dünne Röte kroch in seine hagern Wangen, und seine Schritte wurden größer. Dann tauchte er in der Menge der Reisenden unter, die sich in den Gängen des Bahnhofs drängte. Ich sah ihn nachher daraus auftauchen, als er, seine Fahrkarte in der Hand, die Einstiegehalle betrat. Seine Züge hatten jetzt einen ganz harten Schnitt. Es war, als sähe man ihn sich selber zusprechen: Hindurch mußt, Christen, und wenn es das Leben kostet! So stieg er in den Wagen dritter Klasse, schob den Handkoffer unter die erste Bank gleich an der

Türe und setzte sich. Rings um ihn füllten sich die Plätze, Stimmen schwirrten, in allen Sprachen fuhren Worte und Rufe hin und wieder, der Christen saß wie ein Held in dem Getriebe und zuckte nicht, obwohl ihm heiß und kalt war, unter all dem Fremdenvolk; aber er sprach auch nicht. Als seine Nachbarin, eine dicke redselige Deutsche, die mit drei Töchter reiste und mit diesen des Christeli nächste Umgebung bildete, ihn fragte: „Nun, und wo willst Du hin, allein, Kleiner?“ drehte er nur den Kopf nach dem Fenster und sagte kein Wort. Die Frau lachte laut auf darüber nachher. Dann pfiff der Zug und fuhr ab.

Als der Arnold-Christen in Übersee ankam, mag er aus dem Gewühl der Reisenden das da, in der Fremdenstadt, noch zehnmal größer ist als oben in Ebmeten, wiederum aufgetaucht sein wie ein stacheliges Sonderwesen, das sich dem übrigen Volk nicht mischt, sondern geradeaus seine besondere Straße geht. Der graue, strickumwundene Handkoffer und der Christeli standen nachher hinter dem prachtvollen Bahnhofgebäude, auf dem weiten Platz, wo die Omnibusse der Gasthöfe, eine ganze Herde, die ankommenden Reisenden verschlangen. Der Christen und der Koffer standen etwas abseits, gerade noch nahe genug, daß der Bub das goldene „Hotel Schweizerhof“ auf dem größten und ihm nächsten Hotelwagen lesen konnte. Der „Schweizerhof“ war dem Christen sein Reiseziel. Es fiel ihm ein, daß der beste Weg, in der großen unbekannten Stadt den Gasthof zu finden, der wäre, mit dem Wagen dort, der voller Reisender war und auf den sie jetzt mächtige Koffer luden, hinzufahren. Er nahm seine Kleiderherberge auf und tat einen Schritt. Da fiel der Blick des uniformierten Portiers auf ihn, flüchtig, spöttisch, so wie man eine dicke, verächtliche Fliege, ansieht. Der Christen stellte den Koffer wieder nieder und drehte sich ab. Einen Augenblick später machte er sich zu Fuß auf den Weg. Zwei Straßen und eine Brücke leiteten vom Bahnhof hinauf. Er wählte die Brücke. Und weil in diesem Augenblick der Omnibus heranrollte, auf dessen Türbrett, das eine Bein in der Luft schlenkernd, der goldgesäumte Portier stand, hob der Bub, einem plötzlichen Impuls folgend, zu laufen an und trottete im Sturmschritt dem Rasselkasten nach, den Handkoffer in der Hand. Es war ein Bild, das befremdlich in die Straßen der Stadt sich fügte, sodaß die Menschen stillstanden, lachten, mit Fingern wiesen und ein allgemeines Aufsehen entstand.

Die Fahrt des Hotelwagens und der Gillauf des Christen dauerten nicht lange. Das Hotel Schweizerhof stand breit, stolz, groß und vornehm über der Straße, sodaß diese einzig es von dem blauen, weiten See trennte. Auf der Straße hielt der Christen an, sah eine Weile zu, wie die Reisenden drüben aus dem Wagen fliegen, das Gepäck abgeladen wurde und der Eingang des Gasthofes sich mit Menschen füllte. Dann bis er die Zähne zusammen und schritt hinüber. Gerade ehe er die weite, von Marmorsäulen getragene Halle betrat, die selbst noch weit schöner war als droben in Ebmeten die neue Kirche, tat er einen Blick rückwärts und ins Freie hinaus. Über der weißen Straße lag die Sonne, aber leuchtender und herrlicher lag sie über dem stillen, wie

von leisem Atem gehobenen See. Der schien nach Süden kein Ende zu haben. Weit dehnte sich das leuchtende Blau. Aber — ja — ganz fern baute es sich auf wie aus blauen Dünsten steigend, dunkel am Fuß, weiß in der Höhe, hoch wie Mauern, schlank und zackig wie Türme und ferne und heimlich schimmernd — Berge. Dem Christen gab es einen Stich, als wäre ihm ein Messer in die Seite gefahren, gerade als er den schweren Schuh zum erstenmal auf den Steinplattenboden des Hoteleingangs setzte. Er nahm mit dem letzten Blick die heimatlichen Berge mit in das Haus, das er betrat!

Drinnen, in dem großen Hotel, schien niemand weder Zeit noch Acht für den Gaß-Christeli zu haben. Eine ganze Anzahl Menschen standen noch herum; soeben angekommene Fremde, die in allen Sprachen durcheinander welschten, der Portier in der Goldtressenuniform, ein anderer noch vornehmerer in langem Tressenrock, ein paar Kellner, die hin- und herschwirrten wie Fliegen, und den Frack wie eine Fahne hinter sich herwehen ließen, endlich ein ganz hoher unter den Menschen, den Cylinder in der Hand, in schwarzem Gehrock und weißer Weste. Eine fremde, erregte, vielschwatzende Frau sprach den letzteren ein paar mal hintereinander mit „Herr Direktor“ an. Der Direktor hielt einen Zettel in der Hand, von dem er Nummern ablas, worauf, wie der Christen deutlich sah, die fremden Reisenden in einen Kasten gesperrt wurden, der mit ihnen plötzlich in die Höhe fuhr. An diesem Kasten stand ein Bub wie er selber einer war, jesses, nur ganz anders, auch in eine Uniform gesteckt, und geschniegelt und städtisch und — und frech — denn er entdeckte ihn, den Christen, zuerst und sah ihn dann mit einem Blick an, als ob er die Stelle verunreinigte, wo er stand. Er stieß auch den Mann im langen Tressenrock an, als er eben wieder die Kastentür hinter zwei Reisenden schloß, sodaß dieser auf ihn, den Christen, aufmerksam wurde. Der Mann kam kurz darauf mit zwei großen Schritten herüber gestiegen. „Was willst denn Du?“ fragte er mit nur halblauter, heftiger Stimme und einer Entrüstung im Ton, als hätte der Christeli ihm vorher die Zunge gezeigt. Der schluckte einmal; einen großen Klumpen Born und Tränen schluckte er hinunter. Dann murkte er: „Zum Bruder will ich, zum Arnold aus Ober-Ebmeten, der hier ist.“ Da schob ihn der andere durch eine ziemlich verborgene Tür in der Nähe aus der hellen Halle in die Dunkelheit eines engen Ganges. „Jean“, rief er da mit gedämpfter Stimme in irgend eine Tiefe, „der Jean soll kommen“. Dann drehte er sich ab und ging davon. Der Christen stand jetzt nicht nur allein, sondern auch in der Macht des Flurs völlig blind da. Aber nicht lange. Schritte kamen über eine steinerne Treppe aus jener Tiefe heraus, in die der Betreßte hinabgeschrieen hatte. Auf einmal knaxte etwas, und der Blitz eines Lichtes sprang so jäh von der Decke herab, daß der Bub ganz dumm dastand, als hätte ihn ein wirklicher Blitz geschlagen, und es war doch nur eine elektrische Lampe aufgeflammt.

„Bist Du's?“ fragte einer den Christen, und 's war sein Bruder, der Hans, den er jetzt ein Jahr nicht mehr gesehen und den er kaum mehr erkannt

hätte, wenn nicht in der Stimme und Sprache doch noch die Berggrauheit geflossen hätte. Sonst hatte der Hans nicht mehr viel Heimisches an sich. Die Ohren standen ihm noch vom Kopf wie ehedem, aber das Gesicht war so — so glatt, wie die Stadtgesichter sind und — und eine grüne Schürze trug er, eine Weste mit schwarz glänzenden Ärmeln dazu, sauber sah er aus, gar nicht mehr grobknochig, nicht mehr bärisch schwerfällig.

„Bist Du's?“ sagte der Hans.

„Tag“, gab der Christeli zurück. Er streckte dem Bruder die Hand hin; ihre Finger berührten sich kurz, trocken, wie sie sich in den Bergen grüßen.

„Komm“, sagte dann der Ältere und stieg über enge gewundene Stein-treppen dem Christen voran, immer höher; der Gaisbub war schon auf manchen Berg gestiegen, so hoch glaubte er in seinem Leben nie gekommen zu sein.

„Daz Du immer da gehst, wenn Du auf und ab mußt im Haus“, sagte der Hans, „nicht über die Fremdentreppe, hörst“.

„Ja“, sagte der Christen. Von dem, was der andere meinte, hatte er keine Ahnung. Aber er wollte es sich nicht merken lassen. Der — der Hans hatte auch so etwas an sich, so etwas Herrenhaftes, gleichwie der andere, der vorhin in der Halle, der nach jedem Satz beizufügen schien: Zug doch nicht so dumm drein, Christen!

Endlich hatte die berghaft hohe Treppe ein Ende und mündete in einen Gang, der unterm Dach lag; weißgetünchte Sparren waren hoch an der Decke erkennbar. Auf den Gang führten eine Menge Türen, von denen der Hans eine auftat. „Da schlafen wir“, sagte er, „der Küfer schläft auch da und der Gisbub“. Was das für zwei waren, wunderte den Christen nicht, weil ihm der Kopf schon dumpf war und nichts neues mehr darin Raum hatte.

„Zieh das Sonntagsgewand aus“, befahl jetzt der Hans, „dann kommst herunter, über die Treppe hinab in die Pützammer, wirst es schon finden“.

Er stand schon wieder in der Tür, als er das sagte. „Wie geht es daheim?“ fragte er aber doch noch.

„Gesund sind sie“, sagte der Christen. Dabei sah er den Bruder mit einem verfahrenen Blick an, sah gar nicht den, sondern irgendwie durch denselben hindurch in blaue, dunstumspönnene Ferne. Riesige steinerne Mauern ragten auf — Berge — Berge.

„Mach, eil Dich“, sagte der Hans.

„Ja, gab der Christen mechanisch zurück. Aber als der andere schon hinaus war und die Tür geschlossen hatte, stand er noch immer und sah ins Leere und sah fern verschleiert — das — was er von der Straße in die Gasthofhalle tretend, mit in das Haus hereingenommen hatte. Er mußte sich einen Stoß geben, daß er davon los kam. Nachher tat er seinen Handkoffer auf und zog sich um. Das dauerte nicht lange; denn eine Unruhe trieb ihn, zu erfahren, was in diesem großen, fremden Haus, in dem einer nicht Luft hatte zu atmen, weiter werden würde. Er verließ die Kammer und suchte die dunkle Treppe,

fand sie auch und stieg hinab. Seine schweren Schuhe klapperten auf den Steinstufen. Er stieg hinab und gab sich Mühe, die eigenen Tritte zu dämpfen, deren Schwere ihm zum erstenmal in seinem Leben auffiel. Von der Treppe schien ihm, daß sie geradewegs in die Hölle hinabführen müßte; denn sie wollte immer nicht aufhören und immer nicht. Unten, als es endlich heller zu werden anfing — ein Lichtstreifen stach aus irgend einer Tiefe herauf — begegneten ihm zwei Befrakte, zwei Kellner. Sie stützten, als er über sie kam, sahen zuerst ihn und dann einander an; dann platzten beide mit einem Lachen heraus, sprachen auch etwas in einem Deutsch, das von dem Christen seiner Sprache so verschieden war wie eine feine Frauenhand von einer Knechtsfaust und das der Bub deshalb nicht ganz verstand, aus dem er aber erriet, daß sie sich über ihn lustig machten. Darum hatte er das dunkle Blut in den braunen Backen, als er kurz darauf vor der Tür eines großen, lauten Raumes stand, von dem, so unerfahren er war, er doch wußte, daß es eine Küche war. Zwei mächtige Herde mit glänzendem Kupfergeschirr standen in der Mitte, und an die zwölf Köche in weißen Jacken, Schürzen und Kappen fuhren hin und her. Eine Menge anderer Leute gingen ab und zu, es war ein Lärm, Rasseln, Klirren, Klappern, Schwatzen, Schelten, Lachen, daß einem der Kopf davor brummte. Und in der hellen Tür stand der Christeli wie aus einer andern Welt hergeregnet, unbekommen, klein und klozig, rauh und eckig, wie ein rechter Stein, der sich denen da, dem Küchenvolk, in den Weg gewälzt. Ein Frauenzimmer, das eben und blindlings durch die Tür gerannt kam, überrannte ihn fast, kreischte eines, schimpfte eines, war aber eilig und machte sich weiter. Inzwischen kam von hinten der Hans Arnold über den Gaisbub. Woher der aufgetaucht war, wußte der Christen nicht; der Kuckuck mochte sich da unten in dem Gewirr von Gängen zurecht finden!

„Komm doch“, sagte der Hans ärgerlich. Da ging der Christen dem Bruder nach, aber er sah nicht, wohin ihn der brachte. Sie standen gleich darauf an einer andern Tür, die zu einem kleineren, allerlei Maschinenzug haltenden Raum führte. Der Christen sah, daß das dem Hans sein Reich sein müßte, also auch seines. Er staunte die Maschinen an, von denen eine ein Rad war, in dem Messer steckten. Als er das eine Zeitlang betrachtet hatte, war es auf einmal verschwunden und statt seiner war Dunst und Nebel und fernes Gebirg und er starrte hinüber und dachte: Jetzt laufst denn, wieder heim laufst! Eine lange Weile merkte er nicht, daß der Hans auf einem Tisch saß und auf ihn einredete, ihm gute Lehren gab, ihn foppte und schmähte zugleich, weil er so dumm sei.

„Morgen mußt zum Herrn!“

Erst dieses Wort fing Christens Ohr auf. Er fuhr herum. „So, zum Herrn, zu dem, dem der Schweizerhof gehört?“ fragte er.

„Ja, da wirfst eingeschrieben. Eine Predigt bekommst auch, wie Dich zu halten und was zu tun hast! Stell' Dich dann nicht so dumm! Sagst auch

Ja zu allem, hast gehört, nachher kannst immer tun wie Du willst und ich will Dich schon weisen.“

Der Christen sah den Hans an. Der tat, als ob er etwas gelte in dem großen Haus, war nicht scheu und langsam, wie doch jeder in Ober-Ebmeten war — war kein rechter Ebmete mehr! Der Christen würde das vielleicht laut heraus gesagt haben, aber der andere stieg eben von seinem Tisch, weil eine Glocke tönte, und sagte: „Zum Essen läutet's. Komm, Du! Wirst wohl mögen!“

So trotteten sie zusammen nach der großen, heißen, hellen Küche zurück und durch diese hindurch nach einem Nebenraum, wo zwei große Tische und eine Herde Brettstühle standen. Um die Tische herum saß ein ganzes Volk, Männer und Frauenzimmer, fürnehme und weniger fürnehme, geschniegelte und schlichtere, nur bärisch wie der Christeli war keins . . . Aber sie schwatzten und aßen hastig und beides mit unheimlicher Fertigkeit. Der eine Tisch schien der adligere zu sein; es war nicht der, an dem sie selber, der Hans und der Christen, sich jetzt niederließen. An seinem einen Ende saß ein Herr mit einer weißen Weste und einem hochtrabenden Wesen, dann ein Kellner, mit einem Bürgermeisterbauch und einem großen Schnurrbart und ein nicht mehr ganz junges Fräulein mit einer weißen Schürze und einem Schlüsselbund am Gürtel. „Der Sekretär, der Oberkellner und die Haushälterin“, erklärte der Hans, weil er sah, daß der Christen hinüberstarrte. Zu jenen trat jetzt einer von den Köchen, ein großer, dicker Mann mit einem fetten Gesicht und fetten Fingern. Der Christen hatte gesehen, daß der in der Küche nichts tat, sondern nur befahl, daß er also wohl eine Art Kochoberst sein mußte. Jetzt aber trug er eine große gedeckte Schüssel und stellte sie eigenhändig vor die drei wichtigen Persönlichkeiten hin, die der Hans vorhin benannt hatte. Diese schlügen darüber ein Hallo auf, drückten dem Küchenmenschen die Hand und nannten ihn mit allen schönen Namen.

„Alle Augenblicke steckt er denen etwas besonderes zu“, murkte der Hans dem Christen ins Ohr, „wir andern müssen fressen, was auf den Tisch kommt“.

Das schien aber dem Christen nicht zutreffend; denn ein Kellner, der eben eine Platte mit Hühnerbraten in die Küche gebracht hatte, kam gar nicht erst an den Tisch herüber, sondern griff mit fünf Fingern in seine Platte, nahm und nagte, was und so viel ihm beliebte, in einer andern Ecke aber stand ein Mädchen und schläng von dem kunstvollen Bau einer süßen Speise hastig so viel herunter, als für sechs gewöhnliche Menschen genügt hätte.

Und das ganze Treiben war fremd; unschön; wider den Strich ging es einem. Der Christen war baff. Er nahm mechanisch ein Stück Fleisch aus einer Schüssel, die ihm einer hinbot, aber die Augen hatten so viel zu tun, daß der Mund nicht auf seine Rechnung kam. Jetzt stieß eines der Frauenzimmer einen kleinen Schrei aus, und ein allgemeines Gelächter entstand, weil der Person ihr Nachbar, der Goldtressenportier, sie geküßt hatte. Darauf freischrie eine andere, weil einer der Köche sie in den Arm kniff, dann schimpfte hier einer,

und dort schüttelte ein anderer sich vor Lachen und dann warf der Oberloch einem seiner Handlanger eine Pfanne nach, weiß der Himmel warum. Der Christen saß und hatte keinen Atem. Keine Luft war in dem Küchenloch und unter den Menschen allen, und keine Stille war da und — und —

Ha — jetzt war alles versunken, der Wirrwarr der essenden und schnatternden Gasthofangestellten und die Küche und die Wände und — Nebel war und ein Weg — hinauf — hinauf zwischen Lehnen und Felsen — heim!

Der Christen stand auf; er hatte noch keinen Bissen angerührt.

„Was willst denn? „Iss doch einmal“, sagte der Hans. Der Bub gab gar keine Antwort. Er ging zwischen den Tischen hindurch auf seinen schweren flappernden Schuhen, unbeholfen aber störrisch.

„Wo willst denn hin, Du?“ rief der Hans ihm nach. Die am Tisch lachten. Als der Christen immer weiter ging, nicht Antwort gab und sich nicht umsah, wieherten sie. Aber der Bub trat in die Küche und ging zur Tür hinaus.

Als der Hans nach einer Weile oben in der Kammer ihn suchte, lag er im Bett und tat, als schließe er. „Wart“, dachte jener, „morgen will ich Dich drücken“.

Am andern Morgen rüttelte er den Christen frühzeitig aus dem Schlafe. „Du, mach, daß fertig wirst, wir müssen früh an die Arbeit hier, tu nicht so faul, beim Eid!“

Der Christen war in Oberebmeter mit der Sonne aufgewesen; von Langschlafen hatte er nie etwas gewußt. Jetzt aber murkte er, drehte und dehnte sich, während der andere in die Kleider fuhr und schimpfte. Der Kleine brachte es auch fertig, erst mit einem Bein aus dem Bett zu sein, als ihre beiden Schlafgenossen schon aus der Tür waren und der Hans, der ihm im Zorn die Bettdecke weggerissen hatte, mit einem „dem Vater will ich es berichten, was Du für ein stieriger bist, ein Holzkopf, ein besessener“, das Zimmer verließ. Dann aber ging es wunderbar schnell, daß der Christen auf einmal geschuhlt und gewandet im Eingang zur Pützstube des Bruders stand. Nicht nur geschuhlt und gewandet, auch den neuen schwarzen Filzhut hatte er auf und den Handkoffer trug er in der Hand. Er stellte den letzteren fest auf den Boden, sodaß der Hans, der eifrig daran war, einen Stiefel glänzend zu reiben, sich umsah und dann so wie angedonnert dastand, daß trotz seiner verfeinerten Gasthofkleidung plötzlich der Oberebmeter wieder an ihm erkennbar war, der ob etwas Neuem Maul und Augen aufreißt. Er glich jetzt auch dem Christeli wieder und aufs Haar.

„Ich gehe dann wieder heim!“ sagte der.

„Was?“

Der Schuh flog auf die Pützbank. Mit der Bürste kam der Hans auf den Christen los. „Meinst, ich laß mich für das ansehen? Eine Stelle habe ich Dir besorgt hier, und jetzt willst fortlaufen und ihn zum Narren halten, den

Herrn! Meinst — meinst, das laß ich mir nachsagen! Willst den Koffer hinauf tragen oder nicht und“ — er hob drohend die Bürste.

„Blas mir“, sagte der Christeli. Sein braunes Gesicht sah aus wie gegossen, Zug um Zug ganz straff und fest. Die braunen Augen leuchteten in einem kriegerischen Zorn. In diesem Augenblick kamen schwere knarrende Schritte den Steinbodenflur entlang, der Goldtressenportier! Er blieb stehen. „Was ist denn!“ fragte er.

„Er will fortlaufen“, sagte der Hans, der so wild war, daß er fast flennte.

„Dreckbub, Du“, sagte der mit den Goldtressen. — „Willst wohl an die Arbeit gehen oder —“ drohte er dann und streckte den Arm aus, als ob er den Christen schütteln wollte. Der bückte sich, entwischte und stellte sich wieder, ein paar Schritte entfernt, den Handkoffer fest in der Hand. „Blas mir, Du“, sagte er. Damit zündete er mit einem braunen Blitz aus seinen Augen furchtlos in die des Tressenmannes. Im nächsten Augenblick stürmte er davon. Fast durch Zufall fand er den Weg gleich in die weite Vorhalle, wo die Säulen standen und alles Pracht und Reichtum war. Hier rannte er gegen den sein schwarz gekleideten, zylindertragenden Herrn, den Direktor.

„Wo willst denn du hin?“ fragte der.

„Blas mir“, schrie der Christen zum drittenmal und schwang den Handkoffer, daß er selber nur so flog. Dann stürmte er aus der großen, weit offenen Tür auf die Straße, sah nichts mehr, hörte nichts mehr, merkte nur plötzlich, daß er Luft hatte, freie, kühle, morgendliche Luft. Da jauchzte er, gellend und jäh: „Juuhuhuhui“.

Die Straße war noch still, die wenigen Vorübergehenden aber blieben stehen, starrten ihn an, lachten — einer schimpfte: „Auch ein guter, scheint er, der Lausbub da —“.

Aber in der Ferne, weit über dem nebelverhangenen See schimmerte es weiß und wie rosig übergossen, als brenne ein Licht verborgen hinter Schleiern und werfe seinen Schein auf Schnee — fern — fern! Das waren die Berge!

* * *

Ich habe das Kuhhorn gehört, in das der Gaif-Christeli stieß, als er von seiner Talreise heimkam. Ich weiß nicht, welche Macht in dem Brüllen des Horns gelegen hat, wenn der Uristier der Alten hineinstieß in Kampf und Sieg! Aber — aber, mir scheint — der kann auch nicht mächtiger hineingeblasen haben als jetzt der Christeli. In dem Hornton war Brüllen und Fauchzen und Schmettern; man fühlte, wie dem, der hineinstieß, die Brust schwoll, ja man zogte fast: Wird sie ihm nicht springen!

Und — irgendwie — an dem Gaifbub, dem krummbeinigen, braunen, dem Alltagbub, dem einer hundertmal begegnen kann, ehe er ihm auf einmal auffällt, ist seitdem etwas! — etwas Großes ist auf einmal an ihm.

In den Bergen haust das arme Volk. Da hocken die Bauern unter den Lawinen und wenn diese kommen und Gaden und Häuser zerschmettern, stehen jene und starren, und nachher stellen sie Häuser und Gaden wieder hin, wo die zerstörten gestanden, zäh, weil — es nur einen Heimatboden gibt. Da hocken Bauern und hungern und sehen weiter unten im Tal die Leute auswandern, die arm sind wie sie, und anderwärts ein leichteres Brod suchen, sehen es und bleiben sitzen, weil — weil es nur einen Heimatboden gibt! Ihrer einer ist der Bub, der Christen. Heim ist er gekommen, weil er nicht abtrünnig werden kann, und es ist etwas Großes um einen, der nicht abtrünnig wird, in dieser Zeit, da die geschmeidigen und feinen so zahllos sind, die sich bücken und winden und sich finden und denen die Welt gehört!

Der schweizerische Bundespräsident für das Jahr 1905.

Am 14. September 1853 zu Morges als Sohn eines Lehrers geboren, besuchte Marc Ruchet in Lausanne die höheren Schulen und absolvierte hier, sowie in Heidelberg seine Rechtsstudien. Unter den Augen Ruchonnet's, des nachmaligen Bundesrats, bildete er sich zum gesuchten Anwalt aus und ließ er sich in die Geheimnisse des politischen Lebens einführen, dessen Wogen ihn noch beinahe als Jüngling in die Höhe trugen. Mit 29 Jahren wurde er Mitglied des Großen Rates, 1887 sandte ihn das waadtländische Volk, an dessen Regierung er sich während fünf Jahren, von 1894 bis 1899, beteiligte, als Vertreter in den Ständerat, seit 1899 gehört er dem Kollegium unserer obersten Landesbehörde an, wo er als eine außergewöhnliche Arbeitskraft hoch geschägt wird.



Marc Ruchet.